

Urbane Transformation.

Das Gute Leben in der Stadt.

Ein Impulsvortrag von Davide Brocchi, Köln

Es freut mich, zum zweiten Mal innerhalb eines Jahres hier in Kiel und in der Alten Mu zu sein, danke für die Einladung. Im Januar lieferte ich hier Impulse zum Thema „Kultur und Nachhaltigkeit“, heute werde ich einige Thesen und Ideen vertiefen, die ich schon damals angesprochen habe. Das Thema ist „urbane Transformation“.

Zuerst werde ich mich auf den Begriff „Transformation“ fokussieren, dann die Frage beantworten, warum gerade Städte und Quartiere geeignete Orte und wichtige Treiber der Transformation sein können. Schließlich geht es um die Frage, wie eine Transformation vor der eigenen Haustür stattfinden kann, wie wir selbst diese initiieren und vorantreiben können.

Transformation... An sich ist dieser Begriff neutral und steht für einen mehr oder minder radikalen Wandel der Gesellschaft, der Denkweisen und der Lebensstile. Beispiele von gesellschaftlicher Transformation sind die Neolithische und die Industrielle Revolution, die Abschaffung der Sklaverei in den USA oder der Fall der Berliner Mauer.

Gerade in unserem Kulturkreis halten wir gerne an Ordnungen fest, gesellschaftliche Veränderungen werden oft als Übergangsphase zwischen zwei Ordnungen beschrieben oder mit Unsicherheit (der Gefahr von Chaos und Anarchie) verbunden – und entsprechend gehemmt. In Wahrheit ist der Wandel der Normalfall. Schon in unserem persönlichen Leben ist die

Transformation nichts fremdes. Ich selbst bin in einer Gesellschaft aufgewachsen, die sich stark von der heutigen unterschied. Jeder von uns wird älter, wir machen Lebenskrisen durch, lernen, verlieben uns, bekommen Kinder, kämpfen, ziehen immer wieder um; wir befinden uns selbst in ständiger Transformation und sind selbst in gewisser Weise Transformationsexperte. Trotzdem trauen wir es Politikern, Unternehmern oder Menschen im Allgemeinen nicht zu, dass sie zu einem radikalen Wandel in unserer Gesellschaft fähig sind, egal wie notwendig diese Transformation auch ist, denn es heißt immer wieder „Es kann nicht mehr so weitergehen!“

Dabei übersehen wir, dass sich die Frage, ob wir eine radikale Transformation wollen oder nicht, nicht mehr stellt, gerade heute nicht, denn wir stecken bereits mittendrin! Denken wir zum Beispiel an die tiefen Auswirkungen der Finanzkrise, an die wachsenden sozialen Polarisierungen und die Konflikte weltweit, an die autoritären Entwicklungen in Osteuropa, in der Türkei und sogar in den USA; an die AFD und die vielen Flüchtlinge, die im Mittelmeer täglich sterben; denken wir an den dramatischen Klimawandel, an die aktuellen Bilder der Überschwemmungen in Indien, den USA oder Italien. Denken wir an die Zerstörung der Natur, wir könnten vor dem Sechsten Massenaussterben der Erdgeschichte stehen, so die Wissenschaftler, dieses Mal vom Menschen selbst verursacht.

Wie können wir zu solch einem radikalen Wandel fähig sein – und uns gleichzeitig vor besseren Alternativen derart drücken?!

Wie gesagt, die Frage ist heute nicht, ob wir eine radikale Transformation unserer Gesellschaft wollen oder nicht, sie findet bereits statt. Im Fall der Transformation stellen sich heute nur drei Fragen:

1. Wollen wir die Transformation über uns ergehen lassen, passiv zuschauen – oder lieber selbst gestalten? Soll die Transformation „by Disaster or by Design“ stattfinden, durch die Not erzwungen oder vorbeugend gestaltet werden?

2. In welche Richtung geht die Transformation oder *sollte* die Transformation gehen? Denn Transformation, das habe ich gerade gesagt, ist nicht automatisch ein Wunschprogramm.
3. Wer gestaltet die Transformation für wen?

Zur ersten Frage (wollen wir die Transformation passiv über uns ergehen lassen – oder selbst gestalten?)

In den Sozialwissenschaften wird zwischen ungeplanten, unabsichtlichen Transformationen einerseits (z.B. die Finanzkrise) und intentionalen Transformationen andererseits unterschieden. Intentional sind Transformationen, die bewusst geplant werden, deren Ziele vorgegeben sind. Die neoliberale Globalisierung oder das Hauptgutachten 2011 des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) über die „Große Transformation“ sind Beispiele davon.

Ausgangspunkt der „Großen Transformation“ ist ein epochales Problem: der Klimawandel. Es geht darum, das Szenario zu vermeiden, dass Kiel am Ende des Jahrhunderts unter Wasser liegt, denn bis 2100 könnte der Meeresspiegel um fast zwei Meter steigen, wenn wir so weitermachen wie bisher. Um den Klimawandel zumindest abzufedern und unter 2 Grad Erderwärmung zu bleiben, müssen die Treibhaus-Emissionen in Industrieländern wie Deutschland um 80 – 95% bis 2050 reduziert werden, so die Wissenschaftsgemeinschaft (IPCC 2007). Wir führen gerade eine merkwürdige Diskussion über manipulierte Dieselfahrzeuge, in Wahrheit müssen wir schnellstens aus Erdöl und Kohle aussteigen und unsere Mobilität, Energieversorgung und Lebensmittelproduktion radikal umstellen.

Technologische Innovationen wie Elektroautos reichen für solch eine Transformation nicht aus, manchmal taugen sie nur als Beruhigungspille.

Bei der „Großen Transformation“ geht es um deutlich mehr als um technologische Innovation, nämlich um tiefe „kulturelle, soziale, technologische, wirtschaftliche, infrastrukturelle sowie produktions- und konsumbezogene [...] Veränderungen in verschiedenen Sektoren und Systemen der Gesellschaft“ (Umweltbundesamt 2015). Diese Definition zeigt, wie umfangreich und tiefgreifend die „Große Transformation“ ist. Eine „Große Transformation“ bräuchten wir auch in der Ökonomie, um dort zu vermeiden, dass es zur nächsten schweren Finanzkrise kommt.

Was passiert, wenn wir die Klimawende nicht hinbekommen? Uns könnte eine umgekehrte Eiszeit bevorstehen, 3-4 Grad plus statt 3-4 Grad minus, darauf steuern wir gerade zu. Das tun wir unseren Kindern und Enkelkindern gerade an, an sie müssen wir denken, wenn wir über Zukunftsfähigkeit reden. Im Vergleich zu den Eiszeiten kommen heute mindestens zwei erschwerte Bedingungen hinzu: Während die Temperaturveränderungen bei Eiszeiten Jahrtausende brauchten, um sich einzustellen, geht es heute um wenige Jahrzehnte. Wir haben sehr wenig Zeit, um uns anzupassen, aber das können wir schaffen, wenn wir nur wollen: Die Globalisierung haben wir auch in wenigen Jahrzehnten hinbekommen, warum nicht nun mit der Nachhaltigkeit? Das zweite Problem: Während der letzten Eiszeit lebten wenige Millionen Menschen weltweit, heute sind es mehr als sieben Milliarden, in 30 Jahren wahrscheinlich neun Milliarden. Selbst wenn sich die schlimmsten Auswirkungen des Klimawandels in den armen Ländern des Südens konzentrieren, werden die Menschen dort nicht einfach zusehen, wie ihre Kinder verhungern, sie werden nach Norden fliehen, zu den entwickelten Ländern, die die größte Verantwortung für den Klimawandel tragen. Heute ist unsere Gesellschaft schon durch eine Million Kriegsflüchtlinge überfordert, wie werden wir in Zukunft mit Millionen Klimaflüchtlingen umgehen?

Zur zweiten Frage (in welche Richtung geht die Transformation oder sollte die Transformation gehen?)

Obwohl schon Margaret Thatcher ihre Politik mit dem Satz „There Is No Alternative“ (heute bekannt auch als T.I.N.A.-Prinzip) verteidigte, ist die heute dominante Transformation, jene die uns praktisch zum Desaster führt, kein Schicksal und kein Naturereignis, mit dem wir uns abfinden müssen: Es gibt Alternativen! Sie werden in anderen Kulturen und auch in städtischen Subkulturen gelebt. Während man in Deutschland am Auto festklammert, zeigen Kopenhagen oder Amsterdam bereits, wie eine nachhaltige Mobilität aussehen kann, wie gut eine entschleunigte Fahrradstadt funktionieren kann. Diese Alternativen werden oft mit Dachbegriffen wie Nachhaltigkeit, Zukunftsfähigkeit oder auch „Gutes Leben“ umschrieben.

Was ist ein „Gutes Leben“?

Während in den westlichen Ländern die Qualität der Regierungspolitik allein mit dem Bruttonationalprodukt gemessen wird (das heißt sie ist gut, wenn sie für mehr Wirtschaftswachstum sorgt; Wirtschaftswachstum und Wohlstand werden bei uns praktisch gleichgesetzt), folgen Länder wie Bhutan, Ecuador und Bolivien anderen Wohlstandsmodellen. In Bhutan wird die Qualität der Regierungspolitik anhand des Wohlbefindens der Menschen beurteilt, durch Bruttonationalglück statt Bruttonationalprodukt: Nur wenn Menschen glücklicher sind, ist die Regierungspolitik gut. In Bolivien und Ecuador ist das Leitbild „Buen Vivir“ (zu Deutsch „Gutes Leben“) in der Verfassung verankert und zum fundamentalen Staatsziel deklariert worden. Das Gute Leben („Sumak kawsay“) ist keine Theorie, sondern die Art und Weise wie Indianer im Amazonas-Gebiet seit Jahrhunderten tatsächlich leben (Alberto Acosta, 2017).

Hier ein Vergleich zwischen dem westlichen Wohlstandsmodell und dem Buen Vivir:

	Westliches Wohlstandsmodell	Buen Vivir / Sumak kawsay (indigene Völker in Lateinamerika)
<i>Hauptziel</i>	Wirtschaftswachstum	Gleichgewicht
<i>Vorbild</i>	Maschine	Natur / Menschlichkeit
<i>Umgang mit Zeit</i>	Beschleunigung	Bio-Rhythmus
<i>Naturbild</i>	Natur als Rohstofflager, Deponie oder Freizeitpark	Mutter Natur, Pacha mama
<i>Beziehungen</i>	Wettbewerb und soziale Ungleichheit (man vergleicht sich ständig miteinander)	Solidarität (Zusammenhalt) und gegenseitiger Respekt
<i>Werte</i>	Priorisierung der materiellen Werte (u.a. Eigentum, Massenkonsum)	Priorisierung der immateriellen Werte (u.a. Spiritualität, Qualität der Beziehungen)

Quelle: Eigene Darstellung

Ich habe den „Tag des guten Lebens“ in Köln 2011 initiiert, auch um die Perspektive umzudrehen, denn die Völker des Südens mussten bisher immer von uns lernen, wie man „zu Leben hat“ (s. Kolonisierung, Globalisierung). Was können wir von den indigenen Völkern und von afrikanischen Kulturen lernen, im Bezug auf die Frage, wie man gut leben kann?

Weltweit werden seit Jahren Studien über das Wohlbefinden der Menschen durchgeführt – und die Skandinavischen Länder schneiden oft am besten ab.



Das hat weniger mit dem privaten Einkommen zu tun, in Skandinavien zahlen die Menschen deutlich mehr Steuer als in Deutschland. Es liegt an der Großzügigkeit. Die Solidarität und der soziale Zusammenhalt machen die Menschen glücklicher als Wettbewerb und Status. Ein starkes Gemeinwesen macht die Menschen glücklicher als eine flächendeckende Privatisierung. In Skandinavien muss kein Mensch Angst haben, abgehängt zu werden – und dies entspannt unheimlich.

Gerade in einem Kontext des Massenkonsums und der materiellen Verstopfung der Lebensstile, hat das Gute Leben sehr viel mit der Frage der Suffizienz zu tun: wie viel ist genug? Mit dieser Frage beschäftigten sich schon Platon und Aristoteles.

Oft ist weniger mehr. Wolfgang Sachs (1993) vom Wuppertal Institut würde den Weg zum Guten Leben anhand von vier „E“s definieren: Entschleunigung (Zeitwohlstand), Entflechtung (Regionalisierung und Raumwohlstand),

Entrümpelung (sich vom Last des Besitzes befreien), Entkommerzialisierung. Statt „Schneller“, „globaler“, „mehr“, „kommerzieller“ brauchen wir heute ein „Langsamer“, „Näher“, „Weniger“ und „Persönlicher“.

Eine zentrale Frage bei dieser Konferenz lautet, an welchem Wohlstandsmodell sich die Stadtentwicklung orientiert. Wie sieht eine Stadtentwicklung aus, die das Wohlbefinden der Menschen steigert und sich um ihre Gesundheit sorgt? Warum müssen Menschen in einer Stadt so viele Abgasen einatmen, obwohl es bewährte Alternativen gibt?

Zur dritten Frage (wer macht die Transformation für wen?)

Wir betrachten die gesellschaftliche Entwicklung oder das Wirtschaftswachstum oft so, als ob alle Menschen davon gleich betroffen wären, Tatsache ist, dass die bisherige gesellschaftliche Entwicklung vor allem von einer Minderheit für eine Minderheit bestimmt wurde. Die neoliberale Globalisierung wird von einem starken Schulterschluss zwischen Wirtschaft und Politik getragen – genauso wie der Immobilienboom in den Städten: Er kommt von oben und nicht von unten. Die Bürger/innen sind nie gefragt worden, ob die Arbeitsmärkte liberalisiert werden sollen und Steueroasen zugelassen werden dürfen. Im Gegenteil, die Bürger/innen müssen nun sogar für die Kosten dieser Entwicklung aufkommen, wobei die Banken mit Milliarden Euro Steuergeldern gerettet wurden. In unserer Gesellschaft werden die Profite privatisiert und die Kosten und Risiken sozialisiert, sagt Noam Chomsky – und das gilt auch für den Klimawandel.

In den letzten Jahrzehnten ist die Demokratie auf allen gesellschaftlichen Ebenen enorm geschwächt worden und damit auch unsere Möglichkeiten, die Richtung der Entwicklung mitzubestimmen, die Entwicklung mitzugestalten.

Wie gestaltet man heute die Transformation mit? Indem man Macht und Geld hat – oder indem man Bündnisse schmiedet, indem sich Bürger/innen

vernetzen und miteinander zusammenarbeiten. Es geht nicht nur darum, das eigene Leben selbst in die Hand zu nehmen: Wir können auch die eigene Straße, den eigenen Stadtteil und die eigene Stadt in die Hand nehmen, denn wem sollen sie gehören, wenn nicht den Bürger/innen selbst?

Mit dieser Strategie können wir selbst die Richtung der Transformation bestimmen und ihre Umsetzung vorantreiben.

Damit komme ich zum zweiten Teil des Vortrags. Es geht nämlich hier um die *urbane* Transformation. Urban kommt aus dem Lateinischen urbanus und bedeutet „städtisch“. Es geht nun um die Frage, warum gerade die Stadt, das eigene Quartier oder gar die eigene Straße für eine Transformation hin zur Nachhaltigkeit und zum guten Leben geeignet sind. Warum können oder sollten wir mit der „Großen Transformation“ in unserer eigenen Straße beginnen?

Hier die wichtigsten Argumente.

1) Top-down ist gescheitert, es heißt nun bottom-up.

Wir haben jahrzehntelang geglaubt, dass die Nachhaltigkeit und der Klimaschutz von oben nach unten durchgesetzt werden können: 1972 fand die erste Umweltkonferenz der Vereinten Nationen statt, 1992 wurde die Agenda 21 in Rio de Janeiro verabschiedet, 2000 die Millenniumsziele der Vereinten Nationen und nun sollen wir für die 17 Development Goals der Vereinten Nationen werben. In diesem Jahr findet die 23. Internationale Klimakonferenz in Bonn statt. Was hat sich aber bisher geändert? Es hat sich nicht nur wenig getan, sondern bei den entscheidenden Indikatoren klaffen die Ziele der Nachhaltigkeit und die reale Entwicklung immer weiter auseinander. Seit dem Scheitern der Klimaverhandlungen in Kopenhagen 2009 glaube ich deshalb nicht mehr an diese Strategie: Eine einseitige Steuerung der Gesellschaft von oben nach unten ist eher ein Teil des Problems und kann nicht die Lösung sein.

Nicht einmal in den Städten funktioniert eine solche Form von Steuerung, die vielen Skandale der letzten Jahre stehen symptomatisch dafür: der Einsturz des historischen Stadtarchivs 2009 in Köln, die Explosion der Kosten bei Stuttgart 21, der neue Flughafen in Berlin.

Für eine Transformation in Richtung Nachhaltigkeit brauchen wir einen anderen Weg als bei der Globalisierung, eher von unten nach oben – und dieser Weg ist selbst das Ziel: Wir brauchen mehr statt weniger Demokratie, mehr statt weniger Dezentralisierung, mehr statt weniger Selbstverwaltung, mehr Public-Citizens-Partnerships als Public-Private-Partnerships.

Wir können mit der Transformation bei uns selbst, bei unseren Nachbarschaften, in unseren Gemeinden beginnen, mit der Unterstützung der Stadtverwaltung. Denn – wie der befreundete Harris Tiddens sagt - wir Bürger/innen sind nicht die Kunden der Stadtverwaltung, sondern die eigentlichen Eigentümer.

Natürlich wünsche ich mir einen Durchbruch bei den internationalen Klimaverhandlungen, glaube aber, dass wir ihn nur durch mehr Druck von unten hinbekommen.

2) Das menschliche Maß berücksichtigen.

Bei den meisten Entwicklungsmodellen geht es darum, den Menschen umzuerziehen, zu etwas anderem zu machen, als er ist: Heute müssen wir „global denken“, obwohl unser Gehirn genauso groß/klein wie vor 15.000 Jahren ist. Wie fühlen wir uns, wenn erzählt wird, dass die Erdtemperatur in diesem Jahrhundert um drei Grad steigen wird? Wie fühlen wir uns, wenn erzählt wird, dass die CO2 Emissionen um 90 Prozent gesenkt werden müssen? Meistens überfordert oder ohnmächtig. Der Mensch ist ein kognitiv und physisch begrenztes Wesen: Wir können ihn entweder durch perfektere Maschinen ersetzen *oder* die Entwicklung und Organisation der Gesellschaft nach menschlichem Maß gestalten – an diese zweite Option glaube ich. Wir brauchen eine Entwicklung, die nicht nur die biophysischen Grenzen des

Planeten respektiert, sondern auch die menschlichen Grenzen berücksichtigt. Das Lokale entspricht dem menschlichen Maß mehr als das Globale. Jeder kann sich mit dem eigenen Viertel viel stärker emotional identifizieren, als mit den übergeordneten Ebenen wie Bundesland, Staat oder Welt – und diese emotionale Identifikation ist eine wichtige Voraussetzung, um sich als Bürger einzubringen, um zu partizipieren und Verantwortung zu übernehmen: „Es geht um meinen eigenen Lebensraum“. Jeder Bürger ist auf lokaler Ebene ein Experte, jeder weiß ungefähr, was in dem Viertel los ist, in dem man lebt oder arbeitet. Warum müssen die Bürger/innen in Deutschland immer die höchsten Ebenen ums Geld anbetteln, selbst wenn sie am besten wissen, was für ihr Viertel gut ist?

Das ist der Grund, warum die Schweiz sehr starke Quartiere hat, mit einer starken Bürgerbeteiligung. Die Bürger zahlen ihre Steuer direkt an die Quartiere und nicht an die übergeordneten Ebenen. Dort gilt das Prinzip der Subsidiarität: Die höhere institutionelle Einheit soll nichts machen, was die niedrigere Einheit genauso gut oder besser kann (Harris Tiddens).

3) Vertrauen als zentraler Faktor der Transformation.

Vertrauen ist die Basis einer funktionierenden Demokratie und Ökonomie. Dort, wo sich Menschen misstrauen, ziehen sie nicht an einen gemeinsamen Strang. In der Globalisierung gibt es so viele Skandale, weil sich Produzenten, Händler und Verbraucher nicht persönlich kennen. Die Krise der Demokratie und die Finanzkrise sind Ausdruck einer Vertrauenskrise. Um sie zu überwinden, müssen die Demokratie und der Markt dort neugegründet werden, wo sich Vertrauen bilden kann – und das ist dort, wo sich Menschen im Alltag persönlich begegnen können, nämlich im Lokalen. Virtuelle Räume und social communities im Internet reichen für die Bildung und die Pflege von Vertrauen nicht aus, es bedarf physische Räume der Begegnung dafür. Ich bin in einem Dorf aufgewachsen, wo sich Produzenten, Händler und Konsumenten persönlich kannten – und diese engen Beziehungen waren die beste Garantie

für die Qualität der Produkte, dort brauchte man keine Werbung um Vertrauen zu täuschen.

Schon in derselben Straße haben die Anwohner verschiedene Vorstellungen vom Guten Leben: Junge Menschen hören gerne laute Musik, ältere Menschen wollen lieber die Ruhe; Autofahrer wollen lieber mehr Parkplätze, Radfahrer und Fußgänger Radwege und freie Bürgersteige. Manchmal schimpfen diese Gruppen übereinander, aber wie wäre es, wenn sie sich persönlich begegnen und die eigene Straße als gemeinsame Wohngemeinschaft betrachten? Wie wäre es, wenn sie sich an einen Tisch setzen und sich die Frage stellen: Wie wollen wir in unserer Straße zusammen leben?

Das „Gute Leben“ ist kein statisches vordefiniertes Konstrukt, sondern muss schon in einer Straße ständig verhandelt werden. Man kann schon in der eigenen Straße Demokratie lernen, üben und leben. Die Stadt kann als Gemeingut betrachtet und behandelt werden, vorausgesetzt die Anwohner/innen reden und kooperieren miteinander.

Ein weiterer wichtiger Punkt: Vertrauen bildet sich eher in kleineren als in größeren Gruppen, deshalb brauchen wir für eine nachhaltige Transformation eine Dezentralisierung – viele vernetzte kleine Gruppen. In einer kleinen Straßennachbarschaft bringen sich Menschen eher aktiv ein, als bei einer großen Stadtversammlung.

4) Die räumliche Nähe ermöglicht eine Sinnlichkeit, ein selbst Erleben.

Im Lokalen, vor der eigenen Haustür, muss ich über die Transformation nicht bloß reden: Ich kann sie selbst gestalten. Ein positiver Nebeneffekt: Während beim Reden vor allem Akademiker auftreten und sich dabei profilieren, ist die Sprache der Gestaltung inklusiver.

Weil ich das Ergebnis meines Handelns im Lokalen unmittelbar erlebe, ist das ein zusätzlicher Anreiz. Ich gehe mit dem Handeln verantwortlicher und bewusster um, wenn ich das Ergebnis unmittelbar erlebe.

5) Städte bilden Krisenherde und sind zugleich Pioniere des Wandels.

In den Städten werden die meisten Ressourcen verbraucht, aus den Städten kommen die meisten CO₂-Emissionen. In Städten kristallisieren sich soziale Konflikte. Die Städte sind die Haupttreiber der falschen Entwicklung, aber sie können auch zu Treibern des Wandels werden. Das machen die Transition Town-Initiativen vor, die sich auf die Zukunft vorbereiten. Wie werden sich die Städte versorgen, wenn das Öl knapp wird, was bald passieren könnte? Transition Town Initiativen machen sich für eine Regionalisierung und Selbstversorgung stark.

Als Grundbausteine der Stadt sind Quartiere ideale „urbane Reallabors“, um im kleineren Maßstab Transformationsprozesse zu initiieren, zu experimentieren und voranzutreiben, die dann auf die ganze Stadt übertragen werden können.

Nun komme ich zum letzten Teil meines Vortrags: Wie können wir eine Transformation hin zur Nachhaltigkeit in unserer eigenen Stadt, in unserem eigenen Quartier, in unserer eigenen Straße starten oder vorantreiben? Was sind die zentralen Stellschrauben für ein gutes Leben im eigenen Wohnumfeld?

1) Transformation: von der Familie lernen.

Jeder von uns erhält mindestens 18 Jahre lang in der eigenen Familie eine Schulung über eine besondere Form der Ökonomie: die Schenkökonomie (M. Mauss). Die Schenkökonomie kommt ganz ohne Geld aus, innerhalb der Familie gibt es kein Privateigentum, sondern vor allem Gemeingüter, die geteilt werden: Kühlschrank, Auto, Fernsehen, Bücher, Essen, Werkzeuge, alles wird geteilt – und was geteilt wird, muss nicht zwei Mal gekauft werden. Das Teilen führt dazu, dass die Umwelt weniger belastet wird. Nun stellt sich bei der

Transformation die Frage, wie wir den sozialen Kreis, in dem die Schenkökonomie praktiziert wird, erweitern können – zum Beispiel auf die Nachbarschaft. Viele junge Menschen denken, dass die Sharing Economy eine Neuigkeit ist, in vielen italienischen Dörfern auf dem Land war aber die Sharing Economy bis in die 1970er der Normalfall. Das, was man Zuhause vermisst hat, musste nicht unbedingt gekauft werden, sondern holte man sich bei den Nachbarn.

Wenn wir den Kreis erweitern wollen, indem die Schenkökonomie oder die Sharing Economy praktiziert wird, müssen wir uns fragen, wie sich die menschlichen Beziehungen innerhalb der Familie von den Verhältnissen außerhalb der Familie unterscheiden: Genau, es liegt wieder am Vertrauen! Da wo Vertrauen herrscht, zum Beispiel unter Freunden, braucht man kein Geld und keine Verträge. Wie wird Vertrauen in der Familie gepflegt? Zwei Zutaten sind notwendig:

- *Raum als Gemeingut*: Jede Gemeinschaft, jede Nachbarschaft, braucht mindestens einen physischen Raum, der als Gemeinschaftsraum dient und selbstverwaltet wird. In der Familie gibt es eine gemeinsame Küche, ein gemeinsames Wohnzimmer... Mitten in der altgriechischen Polis gab es einen Gemeinschaftsraum, das war ein Versammlungsplatz, die Agora. Auf der Agora ist die direkte Demokratie entstanden, denn dort trafen sich die Bürger, um die Entwicklung der eigenen Stadt gemeinsam zu bestimmen. Auf der Agora trafen Produzenten aus der Region auf Konsumenten, dort wurden die sozialen Beziehungen gepflegt, auf der Agora fand Kultur im öffentlichen Raum statt.

Nun die Frage: Wo ist die Agora in der modernen Stadt geblieben? Der öffentliche Raum wird hier immer mehr privatisiert, kommerzialisiert, ist durch den Autoverkehr besetzt, es gibt so viele Vorschriften der Stadtverwaltung, die berücksichtigt werden müssen, so dass die Bürger öffentliche Räume nutzen können.

Das Wohlbefinden der Menschen im Quartier braucht nicht nur sanierte Wohnungen und Geschäfte, sondern auch soziale Aufenthaltsräume bzw. gemeinsame Freiräume, die selbstverwaltet werden.

- Die zweite Zutat sind gemeinsame *Rituale*, so trifft sich jede Familie beim Mittag- und beim Abendessen am Tisch, oder bei bestimmten Festivitäten. Was können Rituale in der Nachbarschaft sein, um die Gemeinschaft zu pflegen?

Es muss nicht immer um das gemeinsame Essen gehen, es kann auch um Kunst, Sport oder Politik gehen. Man kann Theater oder Lesungen im Wohnzimmer realisieren.

Beispiele:

- A) Die Idee des „Tags des guten Lebens“ in Köln ist, dass die Straßen und die Plätze in einem ganzen Quartier für einen Tag von den Autos befreit und in eine Agora umgewandelt werden, die von den Anwohnern selbst im Sinne des guten Lebens verwaltet und gestaltet wird. Alle Aktionen sind nicht kommerziell, es darf an diesem Tag nichts gekauft und nichts verkauft, sondern nur geschenkt werden. Das ist ein enormer Unterschied zu Straßenfesten – und schon dadurch entsteht eine komplett andere Atmosphäre. Es geht darum, ein Bewusstsein für die Bedeutung des Sozialkapitals anstelle des ökonomischen Kapitals zu fördern.
- B) In Wuppertal findet der „Restaurant day“ statt, wobei man das eigene Wohnzimmer in ein Restaurant umwandelt und die Türen der eigenen Wohnung für die Nachbarn geöffnet werden.
- C) Oft dienen Urban Gardening Projekte im Quartier als Orte, in denen sich Nachbarschaft bildet und gepflegt wird.
- D) Im Berliner Wedding habe ich vor wenigen Wochen das Baumhaus besucht. Ein Designer hat dort einen verlassenen Raum mit Möbeln aus

Sperrholz eingerichtet. Dort können die Anwohner den ganzen Tag hingehen, wann immer sie wollen. Sie können sich entspannen, mit Nachbarn reden, gemeinsam kochen oder Party machen. Solche Räume ändern die Atmosphäre im Quartier.

- E) Das Problem von Räumen unter freiem Himmel ist, dass ihre Nutzung wetterabhängig ist. Deshalb bedarf es in der Stadt auch bedeckter selbstverwalteter Gemeinschaftsräume. Ich habe vier Jahre im italienischen Bologna gelebt, es ist eine Stadt, aber mit einer Dorfatmosphäre. Das hat auch mit einer architektonischen Besonderheit zu tun: Sehr breite Bürgersteige, 36 Km davon durch Arkaden bedeckt. Hier können sich Anwohner aufhalten und mit den Nachbarn reden, auch wenn es regnet.

2) Selbstermächtigung (Empowerment) und Selbstmachen

Haben wir ein Problem oder ein Bedürfnis? Bisher hat man uns beigebracht, dass die Regierung, die Stadtverwaltung, die Wissenschaft oder der Markt für unsere Probleme zuständig sind, wir sind eben Kunden oder Konsumenten. Wenn unsere Probleme nicht gelöst werden, haben wir das Recht zu protestieren und uns über nicht funktionierende Stadtverwaltungen zu beschweren. Ich plädiere dafür, diese Einstellung zu ändern. Wir sollten die Stadt nicht mehr konsumieren, sondern selbstmachen. Jeder von uns ist kreativ, jeder von uns hat Kompetenzen und ein Wissen über das eigene Quartier. Warum dieses Potential nicht nutzen? Wir müssen niemanden bitten, den ersten Schritt der Transformation zu machen: Wenn wir uns mit unseren Nachbarn zusammen tun, können wir diesen Schritt selbst tun. Die Mitarbeiter der Stadt und die Wissenschaftler sind selbst unsere Nachbarn, warum es nicht gemeinsam anpacken?

Wenn wir Freiräume durch Investoren gefährdet sehen, die vor allem Profitinteressen verfolgen, dann müssen wir diese Räume selbst

zurückerobern. Was wäre aus der Alten Mu in Kiel geworden, wenn diese Gebäude nicht besetzt worden wären?

Jeder Bürger kann die Mobilität in der eigenen Straße, die Energieversorgung im eigenen Viertel in die Hand nehmen und umgestalten – wie die Stromrebellin in Schönau, Schwarzwald. Im Lokalen können wir die eigenen Lebensmittel anbauen, zum Beispiel in Urban Gardening Projekten. Wofür so viel Fläche für Autoparkplätze, für nicht genutzte Fahrzeuge, wenn dieser Raum viel sinnvoller für Grün und Kultur genutzt werden kann und wir auf Bus, Bahn und Fahrrad umsteigen können? Wir können Unternehmen aus der Stadt verbannen, die Waffen produzieren oder uns für den Einzelhandel und das Handwerk einsetzen, gegen den Bau neuer Einkaufszentren.

Jeder von uns kann unglaublich viel ändern – und das sagt hier jemand, der nichts Besonderes ist und mit Erstaunen diese Erfahrung in Köln gemacht hat.

3) Unkonventionelle Bündnisse

Wir sind gewohnt, dass nichts ohne Geld geht. Erst muss das Geld gefunden werden, dann kann man Projekte starten. Wenn wir in Köln an dieser Vorgehensweise festgehalten hätten, wäre es zum „Tag des guten Lebens“ nie gekommen. Wir haben ein ganzes Quartier für einen Tag autofrei bekommen, fast 200 Aktionen in der Nachbarschaft, und hatten einen Monat vorher nur 15.000 Euro in der Hand. Meine Erfahrung ist: Wenn Menschen sich zusammen tun, wenn jeder kleine und große Aufgaben übernimmt; wenn jeder sich für eine Aufgabe verantwortlich fühlt und die Koordination klappt, kann man Berge bewegen. Es gibt große Spielräume für die Transformation auch ohne Geld, vorausgesetzt, man bildet Bündnisse, man vernetzt sich, man teilt.

Von unten nach oben bedeutet nicht, dass sich Bürger und Stadtverwaltung als Kontrahenten erleben müssen. Im Gegenteil, in Köln habe ich erfahren, wie viel möglich ist, wenn Stadtverwaltungen, Zivilgesellschaft und Anwohnerschaft auf Augenhöhe zusammenarbeiten. In Köln haben drei Bezirksvertretungen den „Tag des guten Lebens“ einstimmig beschlossen. Bunte, lokale Bündnisse im

Lokalen, zwischen Akteuren aus den Bereichen Umwelt, Ökonomie, Soziales und Kultur..., solche Bündnisse brauchen wir, um die Rahmenbedingungen zu ändern.

Man kann auch die Bauern, den Einzelhandel und das Handwerk aus der Region an Bündnissen beteiligen, um die Nahrungsmittelversorgung und die Ökonomie stärker zu regionalisieren, zum Beispiel durch die Einführung einer Regionalwährung.

Zu jedem Bündnis für die Transformation sollte auch die Natur gehören, denn wir sind ein Teil von ihr und sie ein Teil von uns.

4) Vielfalt fördern und aushalten.

Ich habe hier die Familie und das Dorf als Vorbild thematisiert, doch ich wollte irgendwann aus diesen Formen von Gemeinschaft weg. Was ich oft dort vermisst habe, war die Weltoffenheit. Weltoffene Gemeinschaften, die Vielfalt ertragen statt hemmen, das ist die größte Herausforderung – aber auch die größte Chance für ein gutes Leben, in dem sich jeder von uns persönlich entfalten kann, ohne dafür ausgegrenzt zu werden.

Nachhaltigkeit darf nicht bedeuten, dass man die Nutzung des sozialen Raums vorgibt, sondern dass man Räume für die Diversität und Selbstbestimmung öffnet. Bündnisse müssen nicht nur Konsens ermöglichen, sondern auch Pluralität.

Ich sehe zu viele Gruppen, in denen man unter sich ist: die Ökos sind unter sich, Kulturschaffende sind unter sich, Politiker sind unter sich, Banker oder Arme sind unter sich, ältere Menschen und junge Menschen auch; es gibt Gruppen mit vielen Migranten oder Gruppen ganz ohne Migranten; Akademiker sind unter sich, während Arbeiter in der Gewerkschaft sitzen. Doch was ist mit der Mischung? Die räumliche Nähe ist eine Chance, um die Vielfalt in Dialog zu bringen. Man braucht keine Parteien, wenn es um den gemeinsamen Lebensraum geht. Eine heterogene Bevölkerung lässt sich am besten durch

Vielfalt mobilisieren. Wir bereisen die Welt, weil wir die Buntheit suchen – und doch haben wir nicht gelernt, die Buntheit nebenan zu erkennen und zu nutzen.

Wenn jede Straße fünf Kriegs- und Klimaflüchtlinge aufnehmen und Integration selbst praktizieren würde, wäre dies eine sehr wirksame Maßnahme um die wahre Bedeutung von Frieden und Klimaschutz bewusst zu machen, denn diese Menschen haben es erlebt. Migranten sind Botschafter anderer Realitäten außerhalb unserer Illusionsblase.

5) Transformation als Lernprozess

Jede Transformation ist auch ein Lernprozess. Sie sollte als Experiment betrachtet werden, denn man kann auch aus Fehlern und Misserfolgen sehr viel lernen. Lernprozesse brauchen Räume für die Selbstreflexion und den Wissens- und Erfahrungstransfer; eine Atmosphäre, in der man sich offen mitteilen kann und in der mit Respekt zugehört wird. Lernprozesse erfordern das Bewusstsein, dass das System und die Kultur, die wir ändern wollen, ein Teil von uns selbst sind. Lernen beginnt deshalb oft da, wo es weh tut. Was wäre aber aus uns geworden, wenn wir das Lernen immer vermieden hätten, weil wir lieber an alten Überzeugungen, Illusionen, Gewohnheiten und Sicherheiten festgehalten hätten?

Das gute Leben, das wir nach außen predigen, will gleichzeitig nach innen gelernt und gelebt werden.

Vielen Dank!